Begradigung eines „verschlungenen Weges“

Zwei Autobiographieversionen Recha Rothschilds im Vergleich

Petra Tallafuss

Einleitung

Ihr unstillbarer Wissensdurst, der hartnäckig verfolgte Studienwunsch und ihre kompromisslose Störrigkeit gegenüber mühsam vermittelten Heiratsanwärtern brachten der jungen Recha Rothschild in ihrem Frankfurter Elternhaus den Spottnamen „kleiner Blaustrumpf“ (Rothschild 1994, 27, im Folgenden abgekürzt mit VW) ein. Das Engagement der späteren Leiterin des Reichsfrauensekretariats der KP in Berlin (1919) (VW, 84-87, vgl. Rogalla von Bieberstein 2002, 166) sollte sich aber nicht auf die Zirkel einer Frauenrechtlerin und Intellektuellen beschränken: Recha Rothschild war Schriftstellerin, Redakteurin, Übersetzerin, Lehrerin, Sozialarbeiterin und – wie auch Rosa Luxemburg und Ruth Fischer – Nationalökonomin. Als Pazifistin, Widerstandskämpferin, Kommunistin und Jüdin wurde sie im Dritten Reich zur politischen Gefangenen und Exilantin.

In der Spanne ihres 84-jährigen Lebens (1880-1964) verfasste sie unzählige politische Momentaufnahmen für die Arbeiterpresse, allesamt bewusst einfach und eingängig gehalten. Damit entsprach sie nicht nur dem Stilideal der verehrten Luxemburg vom „nackten Marmorblock“[1], sondern stellte sicher, dass ihre Aufsätze schnell, auch zwischen zwei Schichten, von Werftarbeitern und Bergmännern, die zwischen 1920 und 1930 einen Großteil ihrer Leserschaft ausmachten, gelesen werden konnten.[2] Literarische Werke Rothschilds, auf die u.a. ihre Nähe zu Literatenkreisen wie etwa der Dresdner „expressionistischen Arbeitsgemeinschaft Gruppe 1917“ hindeuten (Weiß und Wonneberger 1997, 160),[3] sind nicht erhalten. Einzig die autobiographische Lebensschilderung der Mirjam Wolf erfüllt diesen Anspruch. Von dem Lebensbild Recha Rothschilds, die sich nahezu deckungsgleich hinter der Figur der Mirjam Wolf verbirgt, (Hartewig 1995, 270) wurde angenommen, dass es „nie veröffentlicht [wurde], weder in der DDR noch in einem anderen Land.“ (Hartewig 1995, 262) Doch bereits 1955 wurden in der Anthologie *Hammer und Feder* (Grünberg u.a. 1955, im Folgenden abgekürzt mit HF) unter den Überschriften *Mirjams Weg zum*

1 Vgl. Luxemburg 1972, 160 (Brief an Hans Diefenbach vom 8.3.1917).

2 Beiträge Rothschilds erschienen u.a. in folgenden Zeitschriften und Zeitungen: in Clara Zetkins Die Gleichheit, in der Düsseldorfer Freiheit, dem Essener Ruhrecho, der Augsburger Bayerischen Arbeiterzeitung, der Kölner Sozialistischen Republik, der Hamburger Volkszeitung sowie in der Münchner Monatsschrift für expressionistische Literatur, Kunst und Musik Der Weg.

3 Im Organ der „Gruppe 1917“ veröffentlichte Rothschild im Dezember 1918 einen „Offenen Brief an Ludwig Rubiner“, in: Menschen 10 (1918), S. 4.

 © Verlag Barbara Budrich

Sozialismus (HF, 444-453) und *Als Redakteur kreuz und quer durch Deutschland* (HF, 454-465) umfangreiche Ausschnitte aus der Autobiographie jener Frau veröffentlicht,[4] der angeblich „die SED vergeblich ideologische Fesseln anzulegen" (vgl. VW, Klappentext) versuchte. Dies ist erstaunlich, zumal Rothschilds Lebensschilderung, die sich wie eine Mischung aus Gesellschaftsspiegel, Krankenakte und privater Chronik der deutsch-europäischen Kommunismus- und Exilgeschichte liest, oftmals alles andere als ideologisch korrekt ist. Auf diesen nicht nur auf ihre politische Identität beschränkten Nonkonformismus Rothschilds stützten sich zu Recht Erwägungen, die die vermutete Zurückhaltung des Textes vor der Öffentlichkeit zu erklären suchten:

> *Und obwohl nicht bekannt ist, ob die Autorin dies [i.e. die Drucklegung] tatsächlich jemals versucht hat, deutet vieles im Text darauf hin, dass es zu ihren Lebzeiten – im politischen Klima des Kalten Krieges und eines latent antisemitischen Antizionismus der DDR in den 1950er und 1960er Jahren – nicht leicht gewesen wäre, dieses Selbstzeugnis zu publizieren. (Hartewig 1995, 262)*

Durch welche Auswahl- und Umgestaltungsmaßnahmen Rothschilds Erinnerungen, die unter dem Titel *Verschlungene Weg. Identitätssuche einer deutschen Jüdin*[5] erschienen sind, doch noch „parteitauglich" wurden, soll hier näher untersucht werden.

2. Hammer und Feder[6]

Die Anthologie *Hammer und Feder* (im Folgenden abgekürzt mit HF) erschien 1955 auf Anregung des Arbeiterschriftstellers Hans Marchwitza. HF enthält Lebenserinnerungen „unserer revolutionären Schriftsteller" (HF, 5, Geleitwort) und spiegelt deren Erfahrungshorizont wider. Der Großteil von ihnen gehörte nachweislich dem „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller" (BPRS) an,[7] der 1928 mit dem Selbstbewusstsein, das „literarische Begrüßungskomitee einer neuen Zeit" (Decker 2001, 39) zu sein, seine Arbeit aufgenommen hatte. Neben dessen Gründer, dem z.Z. der Veröffentlichung von HF frischgebackenen Minister für Kultur, Johannes R. Becher, sind an Prominenz Bertolt Brecht,[8] Alfred Kurella, Stephan Hermlin, Arnold Zweig und Ludwig Renn vertreten. Insgesamt versammelt HF achtunddreißig Beiträge der „namhaftesten Autoren der Gegenwart" (Christ u.a. 1960, 5), darunter – entsprechend der geringen Anzahl weiblicher Mitglieder im BPRS (Hein 1991, 63 f.) – fünf Schrift-

---

4 Ausschnitte aus der autobiographischen Lebensschilderung finden sich außerdem in: Lange und Schreck 1960, 346-348.

5 Mit einem Nachwort versehen und bearbeitet von Karin Hartewig, Frankfurt/Main 1994.

6 HF knüpft im weitesten Sinne an die Anthologie „Feder und Faust", die von Karl Grünberg 1930 zusammengestellt wurde (vgl. HF, S. 136), an und erhielt 1960 in „Dabeisein – Mitgestalten" einen Fortsetzungsband. Nachklang fand HF außerdem in der seit 1958 (bis 1963) erscheinenden, gleichnamigen „Zeitung für die Freunde des Gewerkschaftsverlages" (auch: „Mitteilungsblatt für Literaturobleute").

7 Weil zu Beginn der NS-Diktatur das Verwaltungsmaterial vernichtet wurde, sind eindeutige Identifizierungen von BPRS-Mitgliedern z.T. problematisch, vgl. Fähnders 1977, 87; Hein 1991, 174 u. 283.

8 Zur umstrittenen Mitgliedschaft Brechts im BPRS vgl. Fähnders 1977, 86; Albrecht und Kändler 1978, 89. Für eine Mitgliedschaft zumindest in den Jahren 1932 und 1933 spricht Brechts Wahl in den Vorstand des Bundes während der Reichsarbeitskonferenz des BPRS am 25./26. Juni 1932, vgl. Hein.1991, 288.

stellerinnen (Elfriede Brüning, Berta Lask, Recha Rothschild, Alex Wedding, Hedda Zinner). Die Mehrzahl dieser Schriftsteller und Schriftstellerinnen teilte das Erlebnis des Exils, von dem Johannes R. Becher 1947 gestand, „es war das Fegefeuer, wenn nicht die Hölle."[9]

Das den einzelnen Aufsätzen zugrunde liegende Schema erstreckt sich von Einblicken in die Familienverhältnisse, über Beschreibungen riskanter, nicht nur mit der Feder ausgefochtener Aktionen im Widerstand, bis hin zur schwerpunktmäßigen Ausgestaltung von prägenden Schlüsselmomenten der eigenen kommunistischen Sozialisationsgeschichte und der mit ihr meist als untrennbar verbunden dargestellten Hinwendung zur Schriftstellerei. Wenn die eigene sozialistische Entwicklung in seltenen Fällen als „sehr komplizierte[r] Prozeß" (Wedding, in: HF, 502) beschrieben wird, geschieht dies, ohne deren Notwendigkeit in Zweifel zu ziehen. Stattdessen sind die Erinnerungen angereichert mit Lobsprüchen auf die KP und die unter den Genossen waltende Solidarität und Großmut. Die literarische Inszenierung und Stilisierung des „Kampf[es] um eine gerechte Gesellschaftsordnung" (Wedding, in: HF, 503) greift das vorbildhafte Ethos der Arbeiterklasse, des „neuen Messias" (Albrecht und Kändler 1978, 10), ebenso auf wie das abschreckende Bild des gefallenen oder halbherzigen Sozialisten und des „an der kapitalistischen Gesellschaftsordnung krank[enden]" (Wedding, in: HF 501) Arbeiters. Die hier zutage tretenden erzieherischen Intentionen werden im Geleitwort von HF offen ausgesprochen:

> *Der Gedanke war,*
> *die kampferfüllte Vergangenheit*
> *und die mühevolle Arbeit*
> *unserer revolutionären Schriftsteller*
> *zum Ansporn*
> *und zur Ermutigung der Jungen*
> *wieder lebendig werden zu lassen. (HF, 5)*

Damit steht die Anthologie, die insgesamt als Versuch betrachtet werden kann, der proletarisch-revolutionären Literatur der Weimarer Zeit ein Denkmal zu setzen und die Mitglieder des BPRS als Aszendenten einer sozialistischen Nationalliteratur zu etablieren,[10] ganz im Zeichen der DDR-Kulturpolitik der 50er und 60er Jahre, die das Ideal einer nützlichen Literatur propagierte, die „Erfüllungshilfe der Partei" bei der Erziehung der Menschen zum Sozialismus sein sollte (vgl. Rüther 1992, 16).

Auch Rothschild, die in Frankfurt das Lehrerinnenseminar besuchte, dort zeitweilig an der „Abendschule für berufstätige jüdische Mädchen" unterrichtete (VW, 29) und noch in ihrer Berliner Zeit im Sinne der pädagogischen Reformbewegung dafür eintrat, „die alten Zöpfe preis[zu]geben" (Rothschild 1907, 140), dachte bei der Abfassung ihres autobiographischen Romans an die Jugend. Die kinderlos gebliebene Rothschild legte stets großen Wert auf die Freundschaft junger Menschen (vgl. VW, 160), woraus ihr ein Gefühl der Selbstbestätigung und des Überdauerns erwuchs. An der einzigen Stelle in VW, an der die Ich-Erzählerin spricht, heißt es:

---

9 Brief an Hans Carossa vom 27.2.1947, in: Harder 1993, 927

10 Zur Durchsetzung dieser Sichtweise in den 70er Jahren vgl. Simons 1974, 118-190, hier: 121.

> *Vielleicht kann diese ehrliche Schilderung meiner persönlichen Erlebnisse, die doch eingebaut sind in den Rahmen des allgemeinen Geschehens, der heutigen Jugend helfen, mit ihren eigenen Zweifeln und inneren Kämpfen schneller fertigzuwerden, und ihren Glauben an die Kräfte des Fortschritts und der friedlichen Entwicklung stärken. (VW, 202)*

Diese prägenden Zweifel und inneren Kämpfe erschienen Rothschild, während sie zwischen 1946 und 1948 im französischen Exil die Lebensschilderung verfasste, (VW, 202; Hartewig 1995, 263) als wertvoll – weil schonungslos ehrlich. In der HF-Fassung blieb von ihnen nur ein Bruchteil bestehen. Unter den zu sozialistischen Glaubensbekenntnissen geronnenen Lebenszeugnissen in HF fallen Rothschilds Erinnerungen dennoch durch die „Rest-Zweifel" auf, obschon sie hier – wo sie nur im ersten Text über ihre sozialistische Entwicklung auftreten – zu topischen Verstärkern einer anschließend erreichten Gesinnungstiefe umfunktioniert wurden. Eingriffe dieser Art führten dazu, dass der in VW wiedergegebene Ausgangstext und die gekürzte HF-Fassung, wie im Folgenden zu zeigen ist, in vielerlei Hinsicht divergieren. Die Einblicke in den (politischen) Bewusstwerdungsprozess einer aus dem assimilierten Judentum stammenden, vielseitig interessierten Frau, die Rothschild mit der authentischen Schilderung ihrer Zweifel und Kämpfe gewährt hat, bleiben dem Leser von HF versperrt.

3. Zwei Texte, ein Leben: Zentrale Unterschiede der Autobiographieversionen

Beim Vergleich der Autobiographieversionen fallen zunächst Unterschiede auf, die Herkunft und Lebenswelt Recha Rothschilds betreffen. Wie die proletarisch-revolutionären Schriftsteller Becher, Kurella, Koplowitz, Lask, Seghers u.a. entstammte sie einem bürgerlichen Elternhaus. Die Frankfurter „Rohproduktenhandlung" (VW, 13) der Wolfs/Rothschilds erwies sich um die Jahrhundertwende als derart profitabel, dass die zurückhaltende Mirjam/Recha und ihr Vater eine Diskreditierung als Parvenus fürchteten. (VW, 32) Dass sie keine Proletarierin war, stand ihr ins Gesicht geschrieben: „Fräuleinchen [...] wohl noch keinen Hunger gehabt [...]?" (HF, 453), lautete so die „halb belehrende, halb spöttische" Antwort eines streikenden Kieler Werftarbeiters auf die Verwunderung Mirjams/Rechas angesichts einer Menge „abgezehrte[r] Gestalten" im Februar 1917. Diese Schlüsselepisode für ihr Verhältnis zum Proletariat findet sich auch in HF – jedoch ohne Angaben über den kapitalistischen Familienhintergrund oder Hinweise darauf, dass sie den familiären Überfluss gerne in Anspruch nahm. (VW, 32) Anders als die Kurzfassung HF erwähnt der Ausgangstext VW zudem, dass der wirtschaftliche Aufschwung bei Mirjams/Rechas Brüdern, die in jungen Jahren mit der Sozialdemokratie geliebäugelt hatten, mit einer „politische[n] Schwenkung" einhergegangen war: Sie „näherten sich den Rechtskreisen, wie sie durch den Industriellenverband repräsentiert wurden." (VW, 88)

Erhebliche Unterschiede zwischen den Texten fallen in der Behandlung jüdischer Themen, besonders antisemitischer Vorkommnisse, auf. Diese Diskrepanz lässt sich beispielsweise anhand der Schulrat-Episode illustrieren, mit der der Text *Mirjams Weg zum Sozialismus* in HF beginnt. In VW steht diese Episode am Ende des ersten Kapitels (VW, 27), das Einblicke in die Ahnengeschichte und die Lebensverhältnisse im jüdischen Elternhaus gibt – Hintergründe und prägende Einflüsse, die in HF keine

Erwähnung finden. Bei der Abschlussfeier am Lehrerinnenseminar gab der Schulrat folgende Bemerkung von sich: „Die jüdischen Damen wissen ja, dass sie auf Anstellung nicht zu rechnen haben.“[11] In HF wird die Äußerung als „Anstoß“ für einen „viele Jahre dauernde[n] inneren Kampf“ der Protagonistin gewertet. (HF, 444) In VW wird zwar der „Schlußsatz im Amtston“ als „kalter Strahl“ empfunden, (VW, 27) doch der anschließende Hinweis im zweiten Kapitel, „es schuf keine neue Situation und schloß auch nicht alle Türen zu“, entschärft die Situation. (VW, 28) Die grundlegende Realität der Diskriminierung, im verfassungsrechtlichen Sinne zwar theoretisch gleichgestellt zu sein, sich als Jude/Jüdin mit dem Ziel einer Lehrer-, Richter- oder Professorenlaufbahn in der Praxis jedoch „unberechenbaren Schwierigkeiten“ ausgesetzt (Lowenstein u.a. 2000, 58 f.) zu sehen, wird nicht weiter erörtert. Das hieraus resultierende Faktum, dass jüdische Lehrer vor dem Ersten Weltkrieg überwiegend an jüdischen Schulen und nur vereinzelt an Volksschulen oder den seltenen Simultanschulen unterrichteten, (Richarz 1989, 27; Lowenstein u.a. 2000, 60) wird in VW nur insofern zum Gegenstand der Erzählung, als Mirjam/Recha darauf hofft, an einer solchen Einrichtung eine Anstellung finden zu können. So weist sie darauf hin, dass jüdische Lehrkräfte nach wie vor dem prozentualen Anteil jüdischer Schüler entsprechend eingestellt würden, ihre Situation – 1906/07 besuchten 86 % aller jüdischen Kinder in Frankfurt weiterführende Schulen (Lowenstein u.a. 2000, 57) – somit nicht aussichtslos sei. Mirjams/Rechas Optimismus, ihre Hinweise auf die ungebrochene „Gesellschaftsfähigkeit“ (VW, 35) der Familie und auf positive Erfahrungen am Lehrerinnenseminar – in dessen Mauern „echter Humanismus“ geherrscht habe und während ihrer Ausbildung „keine Benachteiligung der jüdischen Schülerinnen“ zu bemerken gewesen sei (VW, 25) – schwächen negative Erfahrungen ab. Die HF-Fassung verzichtet auf solche defensiven Abschwächungsbemühungen. Vielmehr reagiert Mirjam/Recha dort auf den Antisemitismus des Schulleiters mit hilfloser Empörung und Isolationsangst, die implizit zugleich die repressive gesellschaftliche Struktur des Kaiserreichs dekuvriert: „Und nun sollte sie auf einmal nicht mehr dazugehören? Sollte nicht teilhaben am Recht, deutsche Literatur und Kunst zu verbreiten, sie lehrend der nächsten Generation weiterzugeben?“ (HF, 444)[12]

Ausführlich beschreibt VW Mirjams/Rechas anschließende Unterrichtserfahrung: Sie erteilte einem russischen Juden, der später als Zarenspitzel entlarvt wurde, Einzelunterricht in Deutsch – ein Kontakt, der in HF keine Erwähnung findet. Darüber hinaus lehrte sie an Berta Pappenheims Abendschule für berufstätige jüdische Mädchen und ging damit einer philanthropisch-sozialfürsorgerischen Betätigung nach, die um die Jahrhundertwende durchaus den Lebensentwürfen bürgerlicher Frauen entsprach, die hierdurch oft intensivere Kontakte zu Personen aus dem proletarischen Milieu ausbilden konnten als ihre Männer. (Vgl. Frevert 1999, 213) Ziel dieser Einrichtung war es, „das kulturelle Niveau einer Oberschicht [!] allein stehender Mädchen zu heben und sie so vor den Gefahren der Straße zu schützen.“ (VW, 30)[13] Dies schloss Klavierstunden und vor allem Deutschunterricht mit ein, denn die ans Jiddische ge-

11 Zur Stellung der Lehrerschaft in antisemitischen Parteien und Verbänden vgl. Jochmann 1998, 430 f.

12 Dass Mirjams/Rechas anschließende Arbeitssuche nicht sofort von Erfolg gekrönt ist, liegt in VW außerdem weniger an ihrer jüdischen Abstammung als z.B. an ihrem Mangel an damenhaftem Benehmen, vgl. Regenschirm-Episode (VW, S. 28).

13 Bertha Pappenheim und der 1904 gegründete Jüdische Frauenbund setzten sich besonders für die Bekämpfung des Mädchenhandels ein, vgl. Omran 2000, 150 f.

wöhnten Ostjüdinnen taten sich mit dem Schriftdeutschen schwer, was wiederum ihre Berufsaussichten verschlechterte. In diesem Kontext wird beiläufig erwähnt, dass „viele [Mädchen] an die Vorurteile der ansässigen Frankfurter gegen die eingewanderten Ostjuden stießen“. (VW, 30) In der HF-Fassung, wo weder Schule, Gründerin noch Bildungsziele genannt werden, wird dieser Hinweis auf Feindseligkeiten infolge der ostjüdischen Einwanderungswelle, die in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts eingesetzt hatte, herausgegriffen und im Sinne einer klassenkämpferischen Argumentation weiter resonanzkalkulierend ausgestaltet:

> *[...] jüdische Proletarier [!], [...], sie wollten nicht mehr im Arbeitsamt belehrt werden, dass für sie wegen ihres jüdischen Akzents trotz der aufblühenden Konjunktur kein Platz am Schraubstock oder an der Drehbank zu finden sei, oder dass die geschickten Hände jüdischer Schneiderinnen in keinem der großen Ateliers Verwendung finden könnten, sondern nur als Hausschneiderinnen bei jüdischen Familien und auch das nur, soweit die Herrschaften nicht mit Verachtung auf die unerwünschten ostjüdischen Einwanderer herabsahen. (HF, 444 f.)*

Ebenfalls ohne Parallele im Ursprungstext VW ist folgende Bemerkung über das Judentum in HF:

> *Nicht nur die Religion oder die Rasse war ein Trennungsgrund, sondern es gab auch eine gesellschaftliche Scheidung innerhalb der jüdischen Gesellschaft. (HF, 445)*

Diese Ergänzungen zu Rothschilds autobiographischer Lebensschilderung sind ebenso im Lichte der politischen Gesamtlage z.Z. der Veröffentlichung von HF zu sehen wie die folgende:

> *Und wenn in dieser Zeit manche glaubten, im Zionismus, in der Gründung eines jüdischen Staates, die Lösung der Konflikte zu finden, so hat dieser Ausweg Mirjam niemals gelockt. (HF, 445)*

Der unterschiedliche Umgang mit jüdischen Themen in der HF-Version kann im Wesentlichen durch deren spätere Entstehungszeit bzw. durch die „temporale Struktur der Erfahrung“ (Koselleck 2000, 358), die gegenseitiges Überlagern und Imprägnieren von Erfahrungen zur Folge hat, erklärt werden. Zum einen wird Rothschild die Totalität des Grauens des Holocausts erst nach ihrer Rückkehr nach Deutschland gewahr geworden sein; der neue Ereigniszusammenhang klärte ihren Blick auf die antisemitischen Anfänge. Dass sich die frühe Propaganda gegen Ostjuden im Grunde bereits gegen alle Juden gerichtet hatte, war nach dem Durchlittenen durchschaubar geworden. Den aus ihrem Kontext isolierten Antisemitismen wird in der HF-Version überdies paradigmatischer Charakter zuteil. Sie stehen für unhaltbare Gesellschaftszustände, die ein legitimierendes Gegenbild zur DDR und deren antifaschistischen Gründungsmythos abgeben. Zum anderen spiegeln gerade die letzten Beispiele in ihrem plakativen Antizionismus eine gesellschaftspolitische Problematik wider, die als „Importprodukt des greisen Stalin“ (Haury 2002, 408) in den 50er Jahren bis zu

dessen Tod auch die DDR erfasst hatte. Rothschild, die gleich ihren Brüdern früh „religiöse Riten beiseitegeschoben“ hatte, (VW, 19) äußert sich in VW an keiner Stelle zu jüdischen Weltanschauungsfragen. Doch z.Z. der Abfassung des HF-Beitrages erschien es wohl ratsam, über die Haltung zum Zionismus keine Missverständnisse aufkommen zu lassen.

Weitere Textrevisionen betreffen außerdem Stellen, die in Hinblick auf Sowjetrussland bzw. den Sozialismus negative Schlüsse zulassen könnten. Eine derartige Episode ereignete sich z.B. an der Frankfurter Handelsakademie, an der Rothschild sich 1902 in der Hoffnung eingeschrieben hatte, etwas über die Ursachen des sozialen Elends zu erfahren, womit sie aber gleichsam einen Akt der Mündigkeitserklärung statuierte. Als Leiterin der Kindergarten-Oberklasse im „Elendsviertel“ (VW, 30) stand die Tochter aus gutem Hause sozialer Not ratlos gegenüber. Die Beschreibung der Enttäuschung über die an der Handelsakademie betriebene Beschönigung der wirtschaftlichen Verhältnisse ist in HF und VW identisch. In der DDR-Kurzfassung HF wird in diesem Kontext jedoch auf die Erwähnung der Freundschaft Mirjams/Rechas mit einer Gruppe litauischer Studenten verzichtet. Dies erstaunt zunächst, denn deren „echte Kameradschaftlichkeit“ und „politische Orientierung“, hätten, so scheint es, ganz in HF-Stoßrichtung, eine gute Werbung für den Sozialismus abgeben können. Ideologisch hinderlich sind aber die die Geschichtsgewissheit der Litauer hinterfragenden Zweifel Mirjams/Rechas:

> *Was Mirjam nicht begriff, war die Sicherheit, mit der ihre neuen Freunde erklärten: >Alle diese Probleme verschwinden im sozialistischen Staat, wir beschäftigen uns mit ihnen nur, um die Waffen des Gegners kennenzulernen.< War das nicht etwas zu einfach? Würden mit dem revolutionären Umsturz alle Fragen gelöst sein? Ist dieser Professor mit seiner Verehrung des Großkapitals wirklich der Repräsentant der bürgerlichen Wissenschaft? Haben wir aus dieser Quelle nichts mehr zu schöpfen? (VW, 33)*

Die Russen verlachen die Zweifel, in denen sie „bürgerliche Rückständigkeit“ sehen, und die Episode endet damit, dass sich Mirjam/Recha ob ihres geschäftsschädigenden Umgangs mit „Anarchisten“ und „Russengesindel“ vor der Familie verantworten muss. (VW, 33 f.) Anstelle der Episode, die viel über die politische Unsicherheit Mirjams/Rechas verraten hätte, wird in HF die Frankfurter Handelsakademie kritisiert und ihr Wissenschaftsmanipulation „nach amerikanischem Muster“ (HF, 447) durch den Klassenfeind unterstellt – eine Hinzufügung, die im Ursprungstext VW nicht zu finden ist.

Zu den Tabu-Themen, die HF ausklammert, zählt ebenfalls Miriams/Rechas intensive Beschäftigung mit religiösem Gedankengut. 1904 brachten ihre Hartnäckigkeit und die Unterstützung des liberalen Professors Lujo Brentano Rothschild als Gasthörerin an die Universität München. HF gibt wesentliche Momente aus dieser Zeit wieder, keine Erwähnung findet jedoch Mirjams/Rechas reger Kontakt zu einem Anhänger des „großen katholischen Sozialist[en]“ (VW, 43, 45) Saint-Simon. Dass ihrer Aufgeschlossenheit damals keine ideologischen Riegel vorgeschoben waren, zeigen ihre Reflexionen über Saint-Simon: „Sollte es nicht möglich sein, den sozialen Ausgleich zu schaffen, ohne an die Welt des Glaubens zu rühren?“ (VW, 43)

Insgesamt kam Mirjam/Recha auf ihrem „Weg zum Sozialismus“ langsamer voran, als es der offiziöse Lebensrückblick von 1955 glauben machen will. Im Wintersemester 1906, in dem sie nach Berlin wechselte, „war sie sich nicht klar, wo ihr Weg lag“ (VW, 50). Ideologiekritisch bezweifelt sie, dass Marx und Engels, mit deren Schriften sie sich auseinandersetzte, den „Schlüssel zur Lösung der gesellschaftlichen Widersprüche“ bereithalten. (VW, 50) Die Nähe zum „Sitz der großen Sozialdemokratischen Partei“ (HF, 448) und zahlreiche Kontakte zu Anhängern linker Kapitalismuskritik verschafften ihr nicht das erhoffte politische Erweckungserlebnis. Einer mit Rosa Luxemburg bekannten Studentin vertraute sie sich an:

> *>Ich würde wohl schneller mit meinen Zweifeln zu Ende kommen, wenn ich einmal persönlich mit Rosa Luxemburg sprechen könnte. Kannst du mir das nicht vermitteln?< – >Rosa interessiert sich nicht für Menschen, die nicht in der Partei sind!< war die schroffe Antwort. (VW, 51)*

Wohl zur Ehrenrettung Rosa Luxemburgs wurde in HF hinzugefügt:

> *Mirjam sah in Berta T. die Vertraute Rosa Luxemburgs; sie konnte nicht wissen, dass sich in diesem Ausspruch nur Bertas Engstirnigkeit widerspiegelte, während Rosa selbst in ihrer großen Menschlichkeit für alle Suchenden ein offenes Ohr hatte. (HF, 448 f.)*

Gravierende Eingriffe in die Lebensgeschichte Rothschilds verbergen sich auch hinter diesem HF-Satz: „Nach dem bestandenen Abiturientenexamen aber brach Mirjam zusammen und musste längere Zeit auf jede konzentrierte Arbeit verzichten.“ (HF, 449) Was in HF anmutet wie eine kleine Überlastung auf Grund intensiver schulischer Tätigkeit, erscheint in der VW-Fassung als eine tiefe Lebens-, Sinn- und Identitätskrise, die über drei Jahre andauerte. Die Ereignisse dieser in HF verschwiegenen Phase seien hier kurz dargestellt. Dem Abitur im Frühjahr 1910 folgten Urlaubsreisen nach Florenz, dem Lago Maggiore, Locarno und Brüssel, bevor sie im Herbst in Berlin mit ihrer Dissertation über die „Vorgeschichte der Französischen Revolution“ begann. In dieser Zeit unterhielt sie eine stürmische Affäre mit dem Kunsthistoriker und Schriftsteller Carl Einstein, die, noch bevor sie im Mai 1911 nach Paris aufbrach, ein unglückliches Ende fand. Ausgiebige Kontakte zu Malern und Schriftstellern der Boheme – zeitweilig wohnte sie bei einer Kupferstecherin in Montmartre – bildeten ein Gegengewicht zu den Studien in der Bibliothèque Nationale und trugen zur Erweiterung ihres Erfahrungsraumes bei; die Bekanntschaft mit einem Artillerieoffizier ließ sie ihre Vorurteile über den „oberflächlichen korrupten französischen Offizierskorps“ (VW, 61) revidieren; die Kontakte mit dem später in der DDR als „reaktionär“ (Meyers Neues Lexikon in acht Bänden, Bd. 6, Leipzig 1963, 443) eingestuften Dichter Charles Péguy gingen soweit, dass sie dessen *Mystère de la Charité de Jeanne d'Arc* übersetzte; hinzukamen Übersetzungen Paul Claudels, dessen mystischer Katholizismus nur weiter dazu beitrug, dass sie „sich so stark in das Mysterium ein[lebte], dass sie, zum ersten und einzigen Mal in ihrem Leben, das Wehen einer geheimnisvollen Macht zu spüren glaubte“. (VW, 62) Sie entpuppte sich als eifrige Kirchgängerin, die im Dom Reims „eine Stunde der Weihe“ (VW, 63) verbrachte. In der Pariser Zeit, in der sie aus sozialistischer Perspektive einen Tabubruch nach dem

anderen beging, befand sie sich somit weit mehr im Banne der „tausendjährige[n] Macht des Katholizismus“ (VW, 62) als auf dem Weg zum Sozialismus. Allerdings wurde sie auch dort von „ihren inneren Kämpfen“ (VW, 63) getrieben, die nach der Rückkehr, bei der Auswertung des gesammelten Materials im Januar 1912, zum Zusammenbruch führten: „plötzlich blieb die Feder stecken“ (VW, 63). „Von Zweifeln gequält“ litt sie an „Zerrüttung der körperlichen und geistigen Kräfte“. (VW, 63) Am Tiefpunkt angekommen, „ließ sie teilnahmslos alles um sich herum geschehen.“ (VW, 63) Es folgten Aufenthalte in einer Bonner „Privatklinik für Nervenkranke“ (VW, 65) und in der „Frankfurter Irrenanstalt“ (VW, 66). Nur knapp entging sie nach fast einem Jahr der Teilnahmslosigkeit der Entmündigung. Erst im Frühjahr 1913 war sie wieder soweit hergestellt, dass sie in Frankfurt eine Tätigkeit als „städtische Jugendpflegerin“ (VW, 70) antreten konnte. Erst hier setzt die HF-Version wieder ein. Die religiösen „Exzesse“, der dekadent-freizügige Lebensstil, der in Urlaubsreisen gelebte Kosmopolitismus und die „reaktionären“ Kontakte sind in dieser Autobiographieversion getilgt; ebenso der totale Zusammenbruch, der kaum zum idealen Bildungs- und Entwicklungsweg des sozialistischen Menschen gepasst hätte.

In weitgehender Übereinstimmung beschreibt HF daraufhin Rothschilds Arbeitsumfeld in Frankfurt bis 1916 und die anschließende Tätigkeit am Kieler Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft. Dann bricht HF erneut ab, erwähnt weder die Kündigung im Februar 1917 noch den Wechsel nach Dresden und die dortigen Vorkommnisse, die ihr Leben entscheidend verändern sollten. In Dresden stieg sie zur Leiterin einer privaten Jugendfürsorge auf. Einen minder schweren Vorfall nahm sie sich so sehr zu Herzen, dass sie Abschiedsbriefe schrieb und sich aus dem Fenster stürzte. Der Selbstmordversuch missglückte, doch trug sie eine lebenslange Gehbehinderung davon.

Im Krankenhaus – im Oktober 1917 – vertiefte sie sich in Zeitungen. Die wenigen und unzuverlässigen Meldungen über die Revolution in Russland weckten ihr Interesse. In dieser Situation, ans Bett gefesselt und nach dem Suizidversuch labil und nach Halt suchend, traf sie eine Zukunftsentscheidung, über die es in der ersten Autobiographie-Fassung VW, ganz nach dem bürgerlichen Muster von Krise, Reue und tugendhaften Wandel, heißt:

> *In den langen Wochen der Genesung wurde sie sich klar, dass sie sich ins politische Leben einreihen, hier ihren Platz ausfüllen müsse. Dann würden alle persönlichen Probleme in den Hintergrund treten. (VW, 78)*

Genesen trat Rothschild im März 1918 schließlich in Frankfurt in die USPD ein und erhielt eine journalistische Ausbildung in Leipzig. (VW, 79) HF erwähnt den Parteieintritt, unterschlägt aber, dass die politische Entscheidung aus einer persönlichen Tragödie resultierte. Wie zuvor die Berliner und Pariser fehlt auch die Dresdner Zeit in der Fassung der 1950er Jahre gänzlich. Dort wird der Anschein erweckt, Mirjam/Recha habe noch in Kiel durch intensives Zeitungsstudium und angesteckt vom Geist der Oktoberrevolution den Entschluss gefasst,[14] ihr Leben in die Hände der Partei zu legen.

---

14 Der Nachruf des Zentralkomitees auf „unsere verdiente Parteiveteranin Recha Rothschild“ bietet wiederum eine andere Variante: „Das Erlebnis des Schreckens des ersten imperialistischen Krieges führte sie

Die Strategie, die persönliche Krise durch politisches Engagement zu kompensieren, (Hartewig 1995, 265) die Identitätskrise durch die Übernahme einer kollektiven Identität zu bewerkstelligen, scheint erfolgreich: Am 1. Mai 1919 erfolgte ihr Übertritt in die KPD (VW, 83) – im Alter von 39 Jahren. Sie bewegte sich zu dieser Zeit auch in der expressionistischen Kunst- und Literaturszene, was HF vor dem Hintergrund der sozialistischen Kritik an dieser weitestgehend bürgerlichen Kunstbewegung natürlich verschweigt. So erschien u.a. ihre Übersetzung eines Briefs Emile Verhaerens an den Herausgeber der Zeitschrift *Demain*, Henri Guilbeaux, in dem er sich für eine deutsch-französische Literaturfreundschaft aussprach.[15] Zudem veröffentlichte sie Beiträge in der Monatsschrift für expressionistische Literatur, Kunst und Musik, *Der Weg*, mit deren Initiator, Felix Stiemer, sie eng befreundet war. In einer 1919 dort publizierten Stellungnahme Rothschilds wird die Wirkung der zunehmenden kommunistischen Ideologisierung ihres Denkens offenbar:

> *Nicht auf uns als Einzelne kommt es an, sondern auf uns als Komponenten [eines] gewollten Weltbildes. Dies gilt von Person wie Bewegung und weist dem, den richtiges Fühlen für Rangordnung leitet, Ort und Sinn seines Tuns. (Rothschild 1919)*[16]

Sie beginnt, in kollektivistischen Mustern zu denken. Die sozialistische Lehre hilft ihr, die persönlichen Probleme zu überbrücken, indem sie ihre Person in den Hintergrund treten lässt. Im Kontext der voranschreitenden Politisierung ihrer gesamten Person entwickelt Rothschild ein Welt- und Selbstbewusstsein, das in Form des „Rädchen"-Motivs sowohl in VW als auch in HF Eingang gefunden hat. Dass sie sich von Wilhelm Pieck dann zur illegalen Redaktionsarbeit bestimmen (HF, 455) und unter Decknamen von einer Zeitung zur nächsten schicken ließ, ist Ausdruck dieses neuen funktionalistisch-sozialistischen Selbstbildes.

Der zweite Ausschnitt aus Rothschilds autobiographischem Roman in HF, der in der Zeit des Kapp-Putsches einsetzt und im Februar 1924 endet, konzentriert sich auf die Beschreibung ihrer politisch-publizistischen Tätigkeit. HF referiert die Redaktionserlebnisse Rothschilds nahezu getreu der älteren, ausführlichen Fassung. Ein grundsätzlicher Unterschied besteht aber darin, dass der HF-Text in der Wahl der Erzählhaltung zur Ich-Perspektive wechselt. Durch die Diskontinuität des Subjekts entsteht so der intendierte Eindruck, als beziehe sich der erste Text tatsächlich auf eine andere Person und nur der zweite Text auf Rothschild selbst. Der Wechsel der Erzählperspektive lässt damit eine größere Distanz zur Entwicklungsgeschichte im ersten Teil und eine verstärkte Identifikation mit der rührigen Rote-Presse-Kämpferin des zweiten Teils erkennen.

Ausgeklammert wird Rothschilds Verhaftung im März 1920 im Rahmen der Vortragsveranstaltung „Kunst und Revolution" in Frankfurt. (VW, 87) Ihre Begegnung

---

schließlich im Frühjahr 1918 zur revolutionären Arbeiterbewegung." Vgl. Neues Deutschland vom 14.5.1964, 2.

15 Emile Verhaeren, Ein aktuelles Vorwort. Aus der Zeitschrift „Demain", Übertragung von Recha Rothschild, in: Die Bücherkiste 2 (1920), 3-5.

16 Vgl. ähnliche Äußerungen im Organ des BPRS, z.B. „Der Einzelne ist nichts. Die einzelne Organisation ist wenig. Der Zusammenschluß der Kräfte wird uns zur Macht werden lassen!", in: Die Linkskurve, 1. Jahrgang, Nr. 3, Oktober 1929, 31.

mit Ernst „Teddy“ Thälmann im Frühjahr 1923 stellt dagegen einen Höhepunkt der Karrierebeschreibung dar. Thälmann leitete damals einen Werftarbeiterstreik, mit dessen Berichterstattung Rothschild als Vertreterin des Chefredakteurs der *Hamburger Volkszeitung* betraut war. In welcher Beziehung sie zu den „kapitalistischen“ Eignern der bestreikten Firma stand, verrät nur VW: „>Die Abwrackwerft? Das ist ja der Hamburger Betrieb meiner Brüder<, fuhr es Mirjam flüchtig durch den Sinn.“ (VW, 98)

Wenig später wurde sie zur Chefredakteurin des Kölner Parteiblattes *Die sozialistische Republik* ernannt. Zum politischen Stimmungsbild der Ruhrbesetzung heißt es in VW: „In der gespannten Situation suchten dunkle Elemente im trüben zu fischen. Es gelang den Drahtziehern, unaufgeklärte Kleinbürger und auch proletarische Elemente für die Separatisten-Bewegung einzufangen, […].“ (VW, 99) Die HF-Fassung fügt in Hinblick auf die Rheinlandbewegung polemisch hinzu, dass „der damalige Kölner Bürgermeister Konrad Adenauer“ – z.Z. der Veröffentlichung von HF Bundeskanzler der BRD (1949-1963) – zu jenen „gewissenlose[n] Politikanten“ zählte. (HF, 463)

Rothschild war noch Chefredakteurin in Köln, als Lenin im Januar 1924 starb, fiel aber kurz darauf der Machtpolitik der linken Ruth Fischer-Gruppe zum Opfer. Folgendermaßen wird ihre Entlassung in HF und VW gleich lautend begründet:[17] „Du bist nicht links, und das genügt.“ (VW, 100; HF, 465) In der HF-Variante steht, trotz der erlittenen Niederlage, die Unverbrüchlichkeit ihrer Treue zur Partei fest:

> *Deprimiert und zerschlagen ging ich in meine Wohnung. Es dauerte Monate, bis ich meine volle Arbeitsfähigkeit wiedererlangt hatte. Da bot sich in Frankfurt ein neues Tätigkeitsfeld. Ein der Partei nahe stehender Verlag wünschte, mich als Lektor einzustellen. Mit Zustimmung der Zentrale begann ich die neue Arbeit. (HF, 465)*

Dem symbolhaften Ende des zweiten HF-Textes steht in VW ein anderer, völlig privatistischer Trost gegenüber:

> *Deprimiert und zerschlagen ging Mirjam in ihre Wohnung. Am Haus traf sie Martin, der wegen einer Erkrankung dem Kongreß [i.e. Bezirksparteitag, bei dem Rothschilds Absetzung beschlossen wurde] ferngeblieben war, aber in dieser Stunde bei Mirjam sein wollte. Er hatte richtig gefühlt, dass sie in dieser Stimmung seinem Werben zugänglich sein könnte. (VW, 101)*

Martin war ein Redaktionsmitglied – und erheblich jünger als die damals 43-jährige Rothschild. Die unstandesgemäße Affäre verschweigt HF ebenso wie ihre jahrelange Liebesbeziehung mit dem 20 Jahre jüngeren Ungarn Fedja. (VW, 106 ff.) Die von Zetkin geforderte „Überwindung der zweierlei geschlechtlichen Moral für Mann und Weib“[18] wurde von Rothschild den DDR-Moralvorstellungen gemäß wohl zu explizit praktiziert.

---

17 Inwiefern antisemitische Einstellungen Ruth Fischers diese Entscheidung bedingen, kann hier nicht erörtert werden, vgl. Haury 2002, 283.

18 Vgl. Clara Zetkin, Richtlinien für die kommunistische Frauenbewegung [erschienen in: Die Kommunistische Internationale, 1920/21, Nr. 15, 530-555], zit. nach: Zetkin 1977, 129.

Ein Grund dafür, dass das spätere Kriegsschicksal Rothschilds nicht in HF erwähnt wird, liegt im zeitlichen Rahmen der Anthologie. Die Beiträge enden zumeist mit dem Beginn der NS-Zeit, was insofern plausibel ist, als der BPRS sich 1935, nach kurzer Zeit im Untergrund, auf Entschluss der „Internationalen Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller“ (IVRS) auflöste. Angesichts des thematischen Rahmens von HF erscheint es aber ungewöhnlich, dass die Texte über Rothschild enden, noch bevor ihre Tätigkeit im BPRS beginnt. Aus VW ist bekannt, dass sie noch vor Herbst 1928 – d.h. vor der konstituierenden Gründungsversammlung des BPRS – „organisatorische Aufgaben im Kreis der revolutionären Schriftsteller“ versah. (VW, 109) Sie gehörte sogar zur Reichsfraktionsleitung, die Becher im Dezember 1929 – zur besseren Abstimmung des BPRS mit der Komfraktion des Schutzbundes – ins Leben gerufen hatte. (Simons 1974, 179; Behrens 2003, 121; Hein 1991, 73) Als Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Kommunistischer Schriftsteller (AKS) stand sie dem linken (!) Flügel des BPRS nahe. (Hein 1991, 148) Im Juni 1931 geriet sie dabei in Richtungsstreitigkeiten. Die Linken nutzten – unter der Führung der Ungarn Aládár Komját, Carl Biro-Rosinger und Andor Gábor – Bechers Reise in die Sowjetunion, um ihrer proletarisch ausgerichteten Literaturtheorie mittels personeller Umbesetzungen Nachdruck zu verleihen. Als Becher dies entdeckte, schrieb er am 17. Juni 1931 nach Moskau: „[…] Komját, Recha und Möller betreiben eine intensive, aber schwer greifbare Hetze von links gegen mich.“ (Zit. nach: Behrens 2003,138; vgl. auch Hein 1991, 148)

Die linke Offensive wurde abgewehrt – und Komját der Arbeit im BPRS enthoben.[19] Ob diese Aktion für Rothschild Konsequenzen hatte, ist nicht zu erkennen. Ihre zweifelhafte Rolle könnte jedoch ein Grund für die Ausklammerung dieser Zeit in ihrer offiziellen Lebensbeschreibung sein. Jedenfalls übernahm sie weiterhin politische Verantwortung, war als Instrukteurin für neun Berliner Wohn- und Betriebszellen verantwortlich (VW, 109, 114) und wurde zweimal, 1929 und 1932, zu Erholungsreisen in die Sowjetunion eingeladen, was als Privileg zu werten ist. (VW, 111, 115) Sie erhielt dabei „einen klaren Überblick über das Funktionieren der Sowjetverwaltung, wie die einzelnen Rädchen ineinandergriffen […]“ (VW, 118) und widerstand mühsam „der Verlockung“, in Moskau zu bleiben. (VW, 118)

In Berlin wurde ihre Wohnung im März 1933 von SA-Männern verwüstet, das „Wanderleben der Illegalen“ (VW, 123) begann, welches dann wiederum ein Jahr später mit einer Denunziation als „gefährliche[r] Kommunistin“ durch eine zweijährige Zuchthausstrafe in Jauer jäh unterbrochen wurde. (VW, 126-133) Es folgten Rekreationen in der Schweiz; von Genf aus reiste sie im Herbst 1936 nach Paris aus. Rothschild schloss sich damit nicht nur dem Strom deutscher, österreichischer und tschechischer Flüchtlinge an, für die Frankreich zum „Hauptasylland“ geworden war. (Berendsohn 1976, 50) In Paris befand sich seit Frühsommer 1933 die Auslandsleitung des ZK der KPD um Pieck, auch die so genannte Emigrationsleitung der KPD in

19 Vgl. Resolution des Sekretariats des ZK der KPD zur Arbeit des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller [aus dem Nachlass Andor Gábors], zit. nach: Raddatz 1969, 247-249: „Das Sekretariat des ZK ist der Ansicht, dass die Führung des Bundes im Kampf gegen die Gruppe des Genossen Komját im allgemeinen prinzipiell den richtigen Standpunkt vertrat und in voller Übereinstimmung mit der Internationalen Vereinigung der Revolutionären Schriftsteller in Moskau die vulgarisierenden ‚linken’ Fehler des Genossen Komját und seiner Gruppe aufgedeckt hat. […] Genosse Komját ist von der Arbeit im Bund zu entheben.“

Frankreich hatte hier ihren Sitz. (Hein 1991, 243) Nach Schätzungen Bechers waren dort bereits neunundzwanzig andere BPRS-Mitglieder, der SDS verfügte über „ungefähr 150 Kollegen".[20] Im SDS war Rothschild u.a. mit Lion Feuchtwanger und Kurt Kersten an Diskussionen und Veranstaltungen zum Thema „Der historische Stoff als Waffe im Kampf um die Freiheit" beteiligt.[21] In Kontakt mit der „Roten Hilfe" stehend, schlug sie sich als Übersetzerin durch und schrieb Artikel für die Emigrantenpresse, u.a. über „Die Pariser Kommune und die Volksfront" (VW, 159). Ansonsten sei sie, so Alfred Kantorowicz, „im Exil nicht sonderlich hervorgetreten". (Kantorowicz 1983, 162) Im Frühjahr 1938 gewährte die internationale Hilfsorganisation Mopr der gesundheitlich Angeschlagenen einen Erholungsaufenthalt in Südfrankreich. (VW, 158) Im Juni 1940 wurde sie dann im Zuge des französischen Umgangs mit Emigranten deutscher Herkunft mit unzähligen anderen älteren Frauen in das Internierungslager Gurs verbracht. (VW, 166 f) Rothschild fand in Raja Lehmann eine Freundin, mit der sie bis zu deren Deportation in Briefkontakt bleiben sollte. (Köpke 2000, 200)[22] Durch Mittel der Frauenrechtlerin Lida Gustava Heymann, einer Bekannten aus der Münchner Zeit, konnte Rothschild Gurs schon im August wieder verlassen und fand Unterschlupf in den kleinen Ortschaften Agen und St. Jean de Thurac. (VW, 170) Aus den Briefen Lehmanns, die von ihrer Tochter Monique Köpke zu einem Mosaik eindringlicher Schilderungen der „von Nöten berstenden Emigrationsjahre" zusammengefügt wurden, geht hervor, dass Rothschild sich zu dieser Zeit um Hilfe für ehemalige Mitgefangene bemühte – auch in künstlerischer Hinsicht. (Köpke 2000, 201 f.)[23]

Im Mai 1942 nahm sie Lehmanns Tochter zu einem Heimurlaub bei sich auf. Die „hagere Gestalt […], hinkend, mit einem kleinen Buckel, mit rohen Händen und einem strengen Gesicht, das durch die straff nach hinten gekämmten Haare noch strenger wirkte" war bemüht, „Mutterwärme" zu vermitteln. (Köpke 2000, 284) Doch setzte ihr selbst das Emigrantenleben immer mehr zu: „Recha war einsam. Sie lebte sehr zurückgezogen und brauchte jemanden, der ihr zuhörte." (Köpke 2000, 284) Das Schreiben des autobiographischen Romans, mit dem sie einige Jahre später begann, kann demnach als Versuch betrachtet werden, die innere und äußere Einsamkeit des Exils zu überwinden und endlich die jahrzehntelang unterdrückte, ehrliche Identitätsarbeit zu leisten.

In den letzten Kriegsjahren schrieb Rothschild weiter unverdrossen Aufsätze für Zeitschriften wie *Der Soldat am Mittelmeer*. (VW, 175) Zeitweilig kam sie in einem Kloster bei Toulouse unter, musste dann aber in ein Stundenhotel ausweichen. (VW, 179 f.) Die Partei verhalf ihr abermals zu Unterkunft und Arbeit: Sie wurde ständige Redakteurin von *Unser Vaterland*, einer Zeitung, die auf im Südwesten Frankreichs stationierte Besatzungstruppen einwirken sollte. (VW, 181) Außerdem engagierte sie

---

20 Johannes R. Becher, Bericht über die Tätigkeit während meiner Reise vom 6. Juni – 27. September 1933, 11.10.1933. In: Deutsche Akademie der Künste zu Berlin, Zur Tradition der deutschen sozialistischen Literatur. Eine Auswahl von Dokumenten 1926-1949, Bd. I-IV, Berlin, Weimar 1979, 630, zit. nach: Hein 1991, 246.

21 Lexikon sozialistischer deutscher Literatur von den Anfängen bis 1945. Monographisch-biographische Darstellungen, Leipzig 1964, 456; Kantorowicz 1983, 167.

22 Die letzte Karte von Raja Lehmann, geschrieben am 13. August 1942, erhielt ihre Tochter Monique über den Umweg Recha Rothschild (vgl. Köpke 2000, 312).

23 Brief Lehmanns an Rothschild vom 4./5. März 1941, in: Köpke 2000, 216.

sich für die Bewegung „Freies Deutschland“. Nach Kriegsende arbeitete sie in den Räumen des Résistance nahen „Comité Libre pour l’Ouest“ (CALPO) für die Pariser Redaktion von *Volk und Vaterland*, bis der Zeitung das Papierkontingent aufgekündigt und eine Ausgabe beschlagnahmt wurde. (VW, 193, 196) Sie gehörte der „Union des Immigrés Allemands Antinazis“ (UDIA) an und unterstützte die „Fédération Démocratique Internationale des Femmes“ mit zusammengetragenem Material über Kämpferinnen des Antifaschismus in Deutschland. (VW, 197, 199) Allmählich erlangte Rothschild Gewissheit über das Schicksal ihrer Familie: „Auch die Familie war zerstört. Die vier Brüder tot.“ (VW, 191) Trost und gewissermaßen Ersatz bot ihr wie schon bei in früheren Krisen so auch in dieser Situation

> *die große Wahlfamilie, die Freunde, die Genossen, mit denen man gearbeitet und gekämpft hatte, mit denen man durch gleiche Ziele, gleiche Hoffnungen verbunden war, [...] (VW, 192)*

Recha Rothschild hat auf ihre Weise gegen den Faschismus angekämpft, motiviert durch den Glauben an Besserung und Gerechtigkeit, deren Verwirklichung sie letztlich im Kommunismus zu sehen sich entschlossen hatte. Sie gehörte der „Generation des Aufbruchs, der großen Hoffnungen, der großen Ideen“ an, die sich „auf dem Weg zum neuen Menschen und zur neuen Gesellschaft“ wähnte. (Köpke 2000, 30) Köpke beschreibt das Verhältnis emanzipierter Juden, wie ihre Eltern und Rothschild es waren, zum Sozialismus als von dem „Wunsch“ getragen, „endlich ganz akzeptiert, integriert zu sein. Zu ihrem Sozialismus gehörte die Idee, die deutsche Tradition der Humanität und Bildung, der sie entstammten, in der Gesellschaft tatsächlich verwirklicht zu sehen.“ (Köpke 2000, 30)

4. Der re-generierte Lebensweg

Der vorausgegangene Vergleich der beiden Textkorpora zeigte, dass die HF-Version sich in vielerlei Hinsicht von dem in VW wiedergegebenen Ausgangstext unterscheidet. Der zweiflerische Grundton ist einem, dem sozialistischen Aufbau dienlichen Optimismus und Kampfgeist gewichen. Hinzufügungen, Auslassungen, Umdeutungen und chronologische Umstellungen stellen gezielte Maßnahmen dar, die über die Redigierung eines Textes für die Veröffentlichung in einer Anthologie hinausgehen. Die HF-Texte repräsentieren eine geglättete Biographie, die von Zweifeln, Krisen und ideologischen Eskapaden weitestgehend gereinigt ist. Legt man das Verständnis zugrunde, wonach Biographien „Selbstbeschreibungen von Individuen im Kreuzungsbereich gelebter Lebensgeschichte und gelebter Gesellschaftsgeschichte“ sind, als deren „Generator [...] Kontinuitätsunterbrechungen, Krisen im Leben des Einzelnen und in der Geschichte der Gesellschaft“ wirken, (Fischer-Rosenthal 1995, 44; vgl. Straub 1999, 73-104, bes. 75 f.) so ist die HF-Version als re-generierte Lebensbeschreibung zu sehen.

Es stellt sich die Frage, wer für diese Neuformierung der persönlichen Geschichte Rothschilds verantwortlich ist und welche Motive diese Maßnahme bedingen. Zwei Erklärungen sind denkbar: Zunächst sind Eingriffe des im Impressum von HF genannten „Redaktions-Kollegiums“ unter der Leitung von Karl Grünberg zu vermuten. Zensorische Eingriffe, die eine Anpassung an die sozialistische Lebenslaufschablone

erzeugen, sind kennzeichnend für den Umgang mit lebensgeschichtlicher Realität und Individualität in totalitären Staaten im Allgemeinen wie in der DDR im Besonderen. Wenngleich (zusätzliche) Lenkungen dieser Art nicht ausgeschlossen werden können, scheint die Aussage Elfriede Brünings, die 1932 jüngstes Mitglied des BPRS war, in eine andere Richtung zu weisen.[24] Ihren Bezeugungen[25] zufolge wurden für die Anthologie Originalbeiträge von den Autoren eingefordert und keineswegs vorliegendes Material verwertet.[26] Demzufolge hätte Rothschild ihren autobiographischen Roman aus der Exilzeit für die Veröffentlichung in HF selbst überarbeitet. In diesem Falle läge eine Sonderform der (antizipierenden) Selbstzensur vor, zumal Rothschild sich nicht im Prozess des Schreibens kontrollierte, sondern einem eigenen, bereits vorhandenen Text als Zensor gegenübertrat.

Dennoch erscheint es widersprüchlich, dass eine Frau wie Recha Rothschild, die das „Streben nach individueller Lebensgestaltung“ (VW, 44) früh zur Lebensmaxime erhob, die dafür eintrat, dass auch Frauen „selbst ihr Schicksal bestimmen können“ (VW, 20), und von sich selbst sagte, dass sie „zum Duckmäuser kein Talent“ (VW, 23) habe, ihre Lebensgeschichte aus oberflächlichen selbstzensorischen Motiven beschnitt. Dass für sie aber zu jener Zeit die eigene Vergangenheit nicht unantastbar war, vielmehr sich im Lichte der Betrachtungssituation verändern konnte, belegen mehrere Lebenslauffassungen aus der Feder Rothschilds. Situations- und adressatenbedingt werden in ihnen Lebensinhalte unterschiedlich behandelt und die faktische Irreversibilität von Ereignissen aufgehoben.[27] Für die Eruierung der Zensurmotivation erweist sich die Vergegenwärtigung der unterschiedlichen Schreibsituationen, in denen die Autobiographieversionen entstanden sind, als weiterführend. Hierbei wird die Annahme zugrunde gelegt, dass sich die jeweilige Gegenwartsperspektive mit den Zielen und Interessen der Schreibenden verband und so die Funktion und schließlich die Ausführung der biographischen Selbstpräsentation bedingten.

Was die erste, ausführliche in VW vorliegende Version des autobiographischen Romans betrifft, waren es die im Pariser Exil erlebten epochalen Umbrüche der Nachkriegszeit, die sie dazu veranlassten, sich Rechenschaft über das eigene Selbst und dessen Entwicklung abzulegen. Dieses Verhalten entspricht der Typik der Autobiographieforschung, wonach besonders Erfahrungen von Diskontinuität – die Erlebnisse des Dritten Reichs hatten ihren und den Erfahrungsraum ihrer Generation gesprengt –, ein verstärktes Verlangen nach Orientierung und Selbstvergewisserung auslösen, also biographiegenerierend wirken. Rothschild stand außerhalb Deutschlands und der Erfahrungswelt, in der sich ihre Entwicklung größtenteils vollzogen hatte. Ihr Blick auf jenes Selbst war insofern doppelt distanziert, was die Wiedergabe

---

24 Brünings Erinnerungen sind in HF unter den Titeln „Solidarität“ und „Um uns wurde es immer leerer“ eingegangen. Vgl. HF, 28-34 bzw. 35-43.

25 Brief an die Verfasserin vom 24.2.2005; Interview mit der Verfasserin vom 7.6.2005 (Tonbandmitschnitt).

26 Zum Vorgehen bei der Zusammenstellung der Anthologie vgl. Beitrag von Alfred Kurella, Von der Feder zum Hammer, in: HF, 297-307, hier: 297: „Wie schwer es in früheren Zeiten war, schreiben zu lernen und Schriftsteller zu werden, und wie man vom Hammer zur Feder gekommen ist – das war uns als Thema für diesen ersten Teil des Erfahrungsaustausches von Schriftstellern der sogenannten älteren Generation gestellt.“

27 Vgl. Fragebögen und Lebensläufe vom 27. September 1948 und 23. Juli 1949 in der SED Kaderakte über Recha Rothschild, ZPA SED, IV 2/11/v 390, sowie den ausführlichen Lebenslauf vom 1. Februar 1957, SAPMO ZPA SED, EA 1115, Bl. 204-210.

des Erlebten in der dritten Person erklärt. Sie wollte zurück nach Berlin, aber in ein neues Deutschland und ein anderes Leben. Sie befand sich – wie Anna Seghers angesichts ihrer Rückkehr aus dem Exil am 22. August 1947 – in ungeduldiger „Arbeitsstimmung“ (Zit. nach Weiss 1981, 203): „Mich kribbelt's, ich könnte bestimmt in Deutschland wichtigere Arbeit leisten als hier in Paris.“ (VW, 202) So hegte Rothschild die Absicht, sich an der deutsch-französischen Aussöhnung und am „Neuaufbau des deutschen Erziehungswesens“ zu beteiligen, (VW, 200) konkrete Vorstellungen von der Zukunft aber entwickelte sie nicht. Sie verfügte nur über einen, den individuellen Erfahrungsraum von der Möglichkeit zukünftiger Erwartungshorizonte abschneidenden Fokus auf die erlebte Vergangenheit und empfand die Situation des Exils als eine Form des Unbehaustseins, welche bedingungslose Ehrlichkeit im Umgang mit der eigenen Biographie (ge)bot, zumal diese für sie wie für viele andere Exilierte oftmals die einzige, Halt gebende Konstante bildete, die übrig geblieben war. In diesem Sinne gerät das literarische Produkt des Erneut-Durchlebens auch im Falle Rothschild zum „(H)Ort der Exilerfahrung“. (Thurner 2003, 251) Im Wartestand nutzte sie das autobiographische Schreiben dazu, seelischen Ballast abzuwerfen und sich frei zu machen für die Zukunft. In ihrer psychischen Konstitution, die sie mit vielen Remigranten teilte, mischten sich Hoffnungen auf einen Neuanfang mit Ängsten vor den Veränderungen der „alten Heimat“. Rothschild begegnete ihnen, indem sie der Familie in ihrer Lebensbeschreibung großen Raum gab – Erinnerungen, die selbstversichernd wirkten. (Vgl. Diem-Wille 1994, 99 f.)

Die Re-generation der Autobiographie für die Anthologie *Hammer und Feder* fand unter anderen Bedingungen statt: Nachdem Rothschild im Herbst 1948 nach Berlin zurückgekehrt war, begann sie im Dezember für den parteieigenen Dietz-Verlag als Lektorin zu arbeiten. (Hartewig, Ein Nachwort, in: VW, 209) Sie war folglich darüber im Bilde, welche Inhalte erwünscht waren und welche nicht. Die in der Vorstellung vom Künstler als eines „Medium[s], von dessen Produktion das Gelingen der Gesellschaft mit abhängig ist“ (Jäger 1991, 138 f.; Rüther 1992, 16 f.), implizite Verantwortungslast übte in der SBZ/DDR gerade auf die Westemigranten, die gleichzeitig unter dem Misstrauen der Sowjet-Emigranten litten, hohen Druck aus. Auch die SED-Parteibasis hegte erhebliche „Vorbehalte gegen Emigranten, Kommunisten, Juden und Widerstandskämpfer“ (Hartewig 2000, 99)[28] – und Rothschild war, obschon als „Opfer des Faschismus“ anerkannt, all dies gleichermaßen. Als ehemalige Leiterin des Reichsfrauensekretariats der KP war ihr zudem bewusst, dass die kommunistische Frau dem Ideal nach eine „zielklare, willensstarke, opferbereite, kühne, tatbereite Streiterin“[29] sein sollte. Schreibend suchte sie diesen Erwartungen zu entsprechen – in der Realität fühlt sie sich hierfür zu alt; das umstrukturierte Leben, das neue Identitätskonstrukt, konnte nur auf dem Papier bestehen. (Vgl. VW, 200)

Selbstzensorische Eingriffe erscheinen vor diesem Hintergrund verständlich, resultieren aber nicht allein aus der Furcht vor Sanktionen, sondern, wie Hans Magnus Enzensberger betonte, auch aus persönlicher Rücksicht, die Vernunft und Loyalität

28 Das Misstrauen manifestiert sich in dem Ende Oktober 1949 gefassten Entschluss des Sekretariats des ZK der SED, die nach 1945 aus der westlichen Emigration oder aus der Kriegsgefangenschaft Zurückgekehrten einer umfassenden Überprüfung zu unterziehen (vgl. Hartewig 2000, 317).

29 Clara Zetkin, Die Frauen und die Kommunistische Partei, 4, 9.

gleichsam einzufordern scheinen. (Vgl. Enzensberger 1978, 649-655) Das Engagement für die Sache des Sozialismus bedingte Rothschilds kritischen Blick auf ihr Leben und den Entschluss, dieses Leben am sozialistischen Maßstab gerade zu biegen. Auch die Löschung von „Jugendsünden" erklärt sich aus jenem Motivationsgeflecht: Die Faktizität des Selbstmordversuchs stellte einen Tabubruch dar, seine Erwähnung wäre ein weiterer gewesen. (Schäfer 1999, 181)[30] Rothschild griff in HF auf das von ihr schon im Umkreis ihrer Familie angewandte Verhaltensmuster der Schonung zurück. Ihrer Mutter hatte sie den Selbstmordversuch verschwiegen, dessen Folgeschäden mit einem Autounfall erklärt. Der DDR-Staat, der sie nach den Entbehrungen des Exils mit einer sicheren Arbeit versorgte, war für sie – wie für viele jüdische Kommunisten zuvor die KPD (Hartewig 2000, 37) – eine Art Familie, ihr einziger Rückhalt. (VW, 192) In dieser Denkweise ist es konsequent, die neue Familie nicht durch eine „falsche" Vergangenheit enttäuschen zu wollen. Mit ähnlichen Gedanken trug sich auch Becher, wobei die Jugendorientierung hier das stärkste Motiv für die Vergangenheitsveränderung darstellte: „Aber der Hauptgrund, der es nötig erscheinen läßt, die Vergangenheit zu ‚korrigieren', liegt darin, daß wir diese unsere Verwirrtheit und Verderbtheit nicht unkorrigiert an die uns Nachfolgenden weitergeben können." (Zit. nach Rühle 1960, 151)

Dass Rothschilds Unternehmen, ihr Leben dem sozialistischen Maß entgegen zuschreiben und ein „Mensch ohne Riss" zu werden, gewissermaßen von Erfolg gekrönt wurde, zeigt eine Artikelserie im *Neuen Deutschland*, in dem es über ihren regenerierten Lebensweg heißt, er spiegle „gleichfalls die umgestaltende und vorwärtsweisende Kraft der Ideen des Großen Oktober wider."[31] Über das Topische hinaus wurde im Nachruf des ZK der SED auf Recha Rothschild ihre Selbstaufgabe für die Sache als ihre Lebensleistung gelobt.[32]

LITERATUR

Albrecht, Friedrich und Klaus Kändler: Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands 1928-1935, Leipzig 1978

Behrens, Alexander: Johannes R. Becher. Eine politische Biographie, Köln, Weimar, Wien 2003

Berendsohn, Walter A.: Die humanistische Front. Einführung in die deutsche Emigranten-Literatur (Teil 2), Worms 1976

Christ, Richard, Günter Erxleben und Peter Krüger: Dabeisein – Mitgestalten. Neue Folge der Anthologie „Hammer und Feder", Berlin 1960

Decker, Kerstin: Schreiben fürs Volk, in: Die Zeit, 2001, 39.

Deutsche Akademie der Künste zu Berlin, Zur Tradition der deutschen sozialistischen Literatur. Eine Auswahl von Dokumenten 1926-1949, Bd. I-IV, Berlin, Weimar 1979

Diem-Wille, Gertraud: Zur Bedeutung der Emigration für die Identitätsentwicklung. Ein Beitrag zur biographischen Forschung aus psychoanalytischer Sicht, in: Günther Bittmer (Hg.): Biographien im Umbruch. Lebenslaufforschung und vergleichende Erziehungswissenschaft, Würzburg 1994 (Sisyphos 4), 83-103

30 Vgl. den Fall Johannes R. Bechers, der sich auch im Moskauer Exil umzubringen versuchte und sich für die Entgleisungen immer wieder entschuldigen musste (Behrens 2003, 218).

31 Einleitung zu: Recha Rothschild, Lenin und die Bolschewiki waren meine Lehrmeister (1): Im Banne der Oktoberrevolution, in: Neues Deutschland, vom 29.10.1957, 4.

32 Neues Deutschland vom 14.5.1964, 2.

Enzensberger, Hans Magnus: Über Zensur und Selbstzensur, in: Hermann Glaser (Hg.): Bundesrepublikanisches Lesebuch. Drei Jahrzehnte geistiger Auseinandersetzung, München, Wien 1978, 649-655

Fähnders, Walter: Proletarisch-revolutionäre Literatur in der Weimarer Republik, Stuttgart 1977

Fischer-Rosenthal, Wolfram: Schweigen – Rechtfertigen – Umschreiben. Biographische Arbeit im Umgang mit deutschen Vergangenheiten, in: ders. und Peter Alheit (Hg.): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte, Opladen 1995

Frevert, Ute: Geschlechter-Identitäten im deutschen Bürgertum des 19. Jahrhunderts, in: Aleida Assmann und Heidrun Friese (Hg.): Identitäten, (Erinnerung, Geschichte, Identität 3), Frankfurt/M., 2. Auflage 1999

Grünberg, Karl, Peter Kast, Peter Krüger, Willi Meinck und Heinrich Ernst Siegrist: Hammer und Feder. Deutsche Schriftsteller aus ihrem Leben und Schaffen, Berlin 1955

Harder, Rolf (Hg.): Briefe von Johannes R. Becher 1910-1958, Berlin, Weimar 1993

Hartewig, Karin: Sehnsucht nach einem dogmatischen Prinzip. Recha Rothschild in Selbstzeugnissen, in: JHK, 1995

Hartewig, Karin: Zurückgekehrt. Die Geschichte der jüdischen Kommunisten in der DDR, Köln, Weimar 2000

Haury, Thomas: Antisemitismus von links. Kommunistische Ideologie, Nationalsozialismus und Antizionismus in der frühen DDR, Hamburg 2002

Hein, Christoph M.: Der BPRS. Biographie eines kulturpolitischen Experiments in der Weimarer Republik, Münster 1991

Jäger, Andrea: Schriftsteller-Identität und Zensur. Über die Bedingungen des Schreibens im „realen Sozialismus“, in: Heinz Ludwig Arnold und Frauke Meyer-Gosau (Hg.): Literatur in der DDR. Rückblicke, München 1991

Jochmann, Werner: Struktur und Funktion des deutschen Antisemitismus, in: Werner E. Mosse und Arnold Paucker (Hg.): Juden im Wilhelminischen Deutschland 1890-1914, 2. Aufl., London, Tübingen 1998

Kantorowicz, Alfred: Politik und Literatur im Exil. Deutschsprachige Schriftsteller im Kampf gegen den Nationalsozialismus, München 1983

Köpke, Monique: Nachtzug nach Paris. Ein jüdisches Mädchen überlebt Hitlers Frankreich, Erkelenz 2000

Koselleck, Reinhart: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, 4. Auflage Frankfurt/Main 2000

Lange, I. M. und Joachim Schreck (Hg.): Die Zeit trägt einen roten Stern. Deutsche Schriftsteller berichten über Revolution und Klassenkampf, Berlin 1960

Lexikon sozialistischer deutscher Literatur von den Anfängen bis 1945. Monographisch-biographische Darstellungen, Leipzig 1964

Lowenstein, Steven M., Paul Mendes-Flohr, Peter Pulzer und Monika Richarz: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. 3: Umstrittene Integration 1871-1918, München 2000

Luxemburg, Rosa: Schriften über Kunst und Literatur, hg. und mit einem Nachwort versehen von Marlen M. Korallow, Dresden 1972

Meyers Neues Lexikon in acht Bänden, Leipzig 1963

Omran, Susanne: Frauenbewegung und „Judenfrage“. Diskurse um Rasse und Geschlecht nach 1900, Frankfurt/Main, New York 2000

Raddatz, Fritz J. (Hg.): Marxismus und Literatur. Eine Dokumentation in drei Bänden, Bd. 2, Hamburg 1969

Richarz, Monika: Bürger auf Widerruf. Lebenszeugnisse deutscher Juden 1780-1945, München 1989

Rogalla von Bieberstein, Johannes: „Jüdischer Bolschewismus“. Mythos und Realität, Dresden 2002

Rothschild, Recha: Lenin und die Bolschewiki waren meine Lehrmeister (1): Im Banne der Oktoberrevolution, in: Neues Deutschland, vom 29.10.1957, S. 4.

Rothschild, Recha: Organisation, in: Der Weg (1919), Heft 2, S. 2-4.

Rothschild, Recha: Verschlungene Wege. Identitätssuche einer deutschen Jüdin. Mit einem Nachwort versehen und bearbeitet von Karin Hartewig, Frankfurt/Main 1994

Rothschild, Recha: Weibliche Handarbeiten, in: Der Säemann 3 (1907), 140.

Rühle, Jürgen: Die Schriftsteller und der Kommunismus in Deutschland, Berlin, Köln 1960

Rüther, Günther: „Greif zur Feder, Kumpel“. Schriftsteller, Literatur und Politik in der DDR 1949-1990, 2., überarbeitete Aufl., Düsseldorf 1992

Schäfer, Astrid: Selbstzensur oder Selbstkritik? Textrevisionen von Brecht und Plenzdorf im Spannungsfeld politischer und künstlerischer Normen, München 1999

Simons, Elisabeth: Der Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands und sein Verhältnis zur Kommunistischen Partei Deutschlands, in: Literatur der Arbeiterklasse. Aufsätze über die Herausbildung der deutschen sozialistischen Literatur (1918-1933), Berlin, Weimar 1974, 118-203

Straub, Jürgen: Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs, in: Aleida Assmann und Heidrun Friese (Hg.): Identitäten, (Erinnerung, Geschichte, Identität 3), Frankfurt/M., 2. Auflage 1999, 73-104

Thurner, Christina: Der andere Ort des Erzählens, Köln, Weimar 2003

Verhaeren, Emile: Ein aktuelles Vorwort. Aus der Zeitschrift „Demain“, Übertragung von Recha Rothschild, in: Die Bücherkiste 2 (1920), S. 3-5.

Weiss, Grigorij: Am Morgen nach dem Kriege. Erinnerungen eines sowjetischen Kulturoffiziers, Berlin 1981

Weiß, Norbert und Jens Wonneberger: Dichter, Denker, Literaten aus sechs Jahrhunderten in Dresden, Dresden 1997

Zetkin, Clara: Kunst und Proletariat, hg. v. Hans Koch, Berlin 1977, 114-135